

Auf den Spuren von Highlander oder Der gnadenlose Schritt vom Knaben zum Mann

Von Jürgmeier

Noch lacht der, vermutlich, knapp vierjährige Drew pausbäckig in die Kamera. Obwohl er nicht wissen kann, dass er im März 1998 in seinem Armykleidchen, mit Patschhändchen eine Holzflinte an sich drückend, da sitzen wird, wo sonst amerikanische Präsidenten und ihre geouteten Liebhaberinnen posieren – auf dem Titelblatt des „Time-Magazins“. Zwei, drei Jahre später schaut er schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboyhut hervor. Als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde. Auch im weissen Westernmantel, den er, als wäre der Saum noch nicht hochgesteckt, hinter sich herschleift, den metallenen Doppellauf eines Gewehrs auf den Oberschenkel gestützt und den Munitionsgurt ums Bäuchlein geschnallt, ahnt er noch nicht, dass sie nur ein paar Jahre später den kleinen Andrew Golden aus dem Familienalbum reissen und aller Welt vorführen werden.

Immer ist die Robe der Männlichkeit dem realexistierenden Mann oder Buben zu gross. Und das Unterfangen, sie auszufüllen, endet nicht selten tödlich. Aber es scheint, als müssten Zusammenhänge dieser Art (schon wieder) kräftig vernebelt werden. Da wird zwar alle paar Jahre eine erregte Debatte über die erschreckende Zunahme der „Jugendgewalt“ losgetreten, die aber statistisch nie erhärtet werden kann. So wenig wie die bei solcher Gelegenheit regelmässig heruntergeleierte Klage von den besonders gewalttätigen Ausländerjugendlichen. Werden Äpfel mit Äpfel, Kiwis mit Kiwis und Jugendliche aus gleichen sozialen Situationen miteinander verglichen, zeigt sich – ein fremder Pass ist kein Grund für grössere Gewalttätigkeit. Was aber offensichtlich zu allen Zeiten und in (fast) allen Kulturen Realität ist, hat, so der Zürcher Soziologe Manuel Eisner, „bislang weder in der politischen Diskussion noch in der wissenschaftlichen Forschung hinreichend Beachtung gefunden.“ Die Tatsache nämlich, dass die Ausübung von Gewalt in erster Linie Männersache ist. Damit soll nicht verleugnet wer-

den, dass auch Frauen oder Mädchen Gewalt anwenden. Aber niemals macht Gewalt ein Mädchen beziehungsweise eine Frau zur Frau. Allerdings, Jugendgewalt ist nicht Jungengewalt, weil's den Knaben in den Genen steckt, oder weil Gewalt ein „Urfaszinansum der Jungen“ ist, wie es der Psychologe Allan Guggenbühl gesehen haben will, sondern vielmehr, weil Gewalt ein Männlichkeiten konstituierender Faktor ist, weil (angehenden) Männern abverlangt wird, dass sie vor Gewalt nicht zurückschrecken. Weder als Täter noch als Opfer. „Ohne Gewissensbisse töten und ohne Angst sterben.“ Bringt es Kody, das Mitglied einer Strassengang in Los Angeles, auf den Punkt.

Männer werden nicht als Männer geboren. Sonst wäre die Angst von Jünglingen nicht so gross, kein richtiger Mann zu sein beziehungsweise zu werden, bedürfte es nicht der Aufforderung: „Sei ein Mann!“ Dann wäre das Mann-Sein und –werden eine Selbstverständlichkeit und kein „unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich“, wie David Gilmore in seinem Kulturvergleich „Mythos Mann“ schreibt, „die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen.“ Gerade weil der kleine biologische Unterschied gesellschaftlich überhöht wird, ist männliche (und womöglich auch weibliche) Identität so brüchig. Für den Buben - der, besonders in modernen Gesellschaften, in weitgehend weiblich dominierten Häusern „gross“ wird, aber seinerseits das Andere, ein Mann, werden muss - bedeutet Mann-Sein immer noch in erster Linie, nicht Frau sein. Trotz der immer wieder ausgerufenen „neuen Väterlichkeit“ ist „der Mann“ da, wo das reale Kinderleben stattfindet, weitgehend abwesend. Er brilliert mit seltenen, dafür umso heftiger gefeierten „actions“ – wie der im Weltall für Ordnung sorgende Vater in einer Fernsehserie, der sich alle paar Monate mal kurz ins Kinderzimmer beamt – oder erscheint als seltsam schwache Figur. Weil den Buben „kontinuierliche emotionale Vorbilder fehlen, gewinnen kulturelle Bilder von Männlichkeit an Bedeutung“, folgert Tim Rohrman in „Junge, Junge - Mann, o Mann“. Das heisst nicht die realen Männer mit ihren Stärken, Unzulänglichkeiten und Ängsten, sondern ihre kulturellen Inszenierungen in Literatur, Film, TV, Comics oder im Fantasyland der Kinderspielfiguren werden den Buben als Identifikationsobjekte angeboten, weil nur sie der männlichen Grandiosität zu genügen vermögen. Und an dieser wird, obwohl (oder gerade weil) die Väter an ihr gescheitert sind, auf Biegen und Brechen festgehalten. Die Entrüstung über die weltweite Ausstrahlung des sogenannten Clinton-Videos lässt sich auch als Angst vor dem Zusammenbruch öffentlicher Männlichkeits-Inszenierungen deuten. „Dass man das mit dem mächtigsten Mann der Welt machen kann! Aber eben: Du kannst so hoch sein, wie du willst – du bist niemals sicher“, lässt der Medien-Tausend-sassa Roger Schawinski Männerangst in einem Gespräch mit dem Tages-Anzeiger aufblitzen. Die Clinton-Administration hat, vorläufig offensichtlich erfolgreich, versucht,

die private Schwächen des allmächtigsten Mannes der Welt mit einem zeitgleich angesetzten, geradezu majestätischen Auftritt in der UNO zu verpflastern.

Dem kleinen Buben bleibt in diesem Doppelspiel nur die unsichere Identifikation mit den Masken der Männlichkeit und die Zurückweisung alles Weiblichen. Im Spielfilm „Der Mord der unschuldigen Kinder“ umgeht der Bub die Aufforderung des, das Haus in gefährlicher Mission verlassenden, Vaters und FBI-Beamten „Kümmere dich um Mom!“ und macht sich seinerseits auf die (erfolgreiche) Suche nach dem Killer. Kurz zuvor hat der Vater – stolz auf den altklugen Knirps, der seinen Polizeicomputer besser zu bedienen weiss als er selbst – an einem der Tatorte zu ihm gesagt: „Die Akte ist eine Sache das hier ist die Wirklichkeit.“ Und fügt, ganz im Stil eines Leiters von Selbsterfahrungsgruppen für Männer, hinzu: „Schäm‘ dich nie, wenn du fühlst, wie traurig und furchtbar so etwas wirklich ist. Steh‘ immer zu den Gefühlen, die du hast.“ Dann verweist der Mann und Vater den Filius auf seinen Platz: „Ich glaube, du wartest besser draussen.“ Der aber erkennt intuitiv, dass ein richtiger Mann solch zweideutigem Angebot nicht nachgeben darf, stoppt kurz vor der Haustüre und liefert dem Vater, mit Hilfe seines Computerchens, einen wichtigen Hinweis auf den Täter. Durch die Missachtung seiner Gefühle und Ängste, so suggeriert diese Filmsequenz, wird der Knabe zum Partner seines Vaters, zum Mann.

In „Highlander“ – einer Phantasy-Story, die nicht nur in mehreren Kinoverversionen, sondern auch als Fernsehserie und im Internet ihre vierhundertjährigen Spuren hinterlässt – wird der Held von seinem Lehrmeister brutal aus dem Boot in den See gekippt und verlacht, als der Nichtschwimmer um Hilfe schreit. „Du wirst nicht ertrinken, du Narr, du bist unsterblich.“ Und das ist der Mann denn auch tatsächlich. Während die Frauen, die er liebt, grau werden und sterben, bleibt „Highlander“ ewig jung. Nur die Erfüllung seines grössten Traums, eine Familie, ist ihm verwehrt. „Du kannst keine Familie haben, wir können keine Kinder zeugen.“ Verkündet der Meister streng. Und fordert: „Du musst sie verlassen.“ Als er selbst die letzte der Frauen, die er in seinem über zweitausendjährigen Leben geliebt, verloren habe, verrät er und enthüllt damit zentrale Männerängste, „war ich gebrochen. Ich möchte dir diesen Schmerz ersparen.“ Gemeint ist die Trauer ob des Verlusts eines geliebten Menschen, die Angst vor dem Verlassenwerden, dem Ausgeliefertsein, dem Tod, die Angst vor der Angst. Die Unfähigkeit zur Trauer, das macht Männlichkeit im Kern aus. Deshalb die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, die sich in „Highlander“ erfüllt. „Die meisten Menschen haben Angst davor zu sterben. Aber das ist nicht dein Problem, du hast Angst vor dem Leben.“ Hält ihm eine der sterblichen Frauen entgegen. „Im Sport wie beim Militär“, so Michael Klein in seinem Aufsatz „Sportbünde – Männerbünde?“, „ist bekannt, dass die Anwesenheit von Frauen die Ordnung gefährdet und die Kampfkraft schwächt.“ Der Held muss um der „höheren

Sache“ willen – die Rettung Welt, der Kampf gegen das Böse – jeder weiblichen Verführung widerstehen, alle menschlichen Gefühle und Wünsche unterdrücken, alles hinter sich lassen. Denn: „Sie bringen Männer nicht dazu zu töten, wenn Sie ihnen Gefühle erlauben.“ Erklärt ein Sergeant der englischen Armee in Carol Lees Buch „Hilflose Helden“. Männlich und tapfer nimmt „Highlander“ das Kreuz des Helden auf sich, greift zum Zauberstab der Gewalt und stellt sich dem Kampf, wird hundertmal verletzt und getötet, steht aber, wie von Zauberhand aus der Grube gehoben, immer wieder auf, verletzt und tötet hundertmal, aber auch „The Kurgan“, der böse Widersacher, ist ein Unsterblicher. Bis sein Kopf im allerletzten Showdown mit „Highlander“, gegen Ende des Zwanzigsten Jahrhunderts, endgültig – oder wenigstens bis zum nächsten Film – fällt. Jetzt, endlich, wird „Highlander“ zum ganz normalen Menschen und verkündet der Frau, die er gerade liebt (abgewiesen wird er natürlich nie): „Ich bin genauso wie du, ich kann lieben und Kinder haben, leben und alt werden.“ Aus den Wolken ruft ihm der Meister zu: „Alles braucht seine Zeit.“

Aber die durchschnittlichen Jungs haben auf dem Weg vom Knaben zum Mann nicht vierhundert Jahre Zeit. Sie können auch nicht alle FBI-Beamte, Agenten 00X mit einer Lizenz zum Töten, Helden im Namen des Guten werden. „Es kann nur einen geben.“ Orakelt „Highlander“. Allen anderen bleibt der gefürchtete freie Fall ins Nicht-Männliche. Oder die bloße Gewalt beziehungsweise ihre Gebärde. Gewalt gegen Frauen. Wenn sie Männer zurückweisen oder verlassen. (Andrew Goldens habe sich auch an einem Mädchen rächen wollen, das Schluss mit ihm gemacht habe, berichten die Medien.) Wenn sie Männern zu nahe kommen. (Vor sechs Jahren strangulierten drei junge Winterthurer eine Kollegin, weil einem von ihnen deren Avancen lästig waren.) Gewalt gegen andere Männer. Gewalt gegen sich selbst. Denn Gewalt, so der Basler Psychologe Henry Dreifus in der „Zeitschrift für Friedenspolitik FriZ“, sei „eine ungeheuer demokratische Möglichkeit der sozialen Verwirklichung. Sie steht jedem offen. Und die Wirkung ist sensationell, ja geradezu magisch.“ Lieber Ausländer und Schwule klopfen, Kinder schlagen und Frauen vergewaltigen, lieber Serienmörder als Schlappschwanz – das ist die Botschaft kultureller Inszenierung von Männlichkeiten. Und die hat Kody, der mit elf Killer bei den Los Angeles Crips wird, begriffen. „Heute abend würde ich ein Mann werden, und ich nahm jeden Befehl so ernst wie Afrikaner bei ihren Initiationsriten.“ Beschreibt er im ehemaligen Yuppie-Magazin „Tempo“ den Tag, der ihm den „stolzesten Moment meines bisherigen Lebens“ bescheren sollte. Nach Pot, Bier und dem Beweis seiner „gnadenlose Härte“ in einer Schlägerei mit den anderen Bandenmitgliedern drückt ihm der Chef eine Pump-Gun in die Hand: „Du hast acht Schüsse, und du kommst nicht zurück, bis sie alle abgefeuert sind.“ Kody besteht die Feuertaufe, indem er seinen ersten Toten „abliefern“.

Der kleine Andrew Golden übrigens hat es schon in diesem Frühjahr, gerade mal elfjährig, geschafft, sein Kostüm „auszufüllen“. Er erschießt mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todesschützen nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernstzunehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien in der „Zeit“ mit „unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels“ erklärt: „Mir tut jeder leid, der ihm näher als zweihundert Yards vor die Flinte kommt.“

Wer hätte, bei solchen Grossvätern, noch Angst davor, dass Männer irgendwann ganz gewöhnliche Menschen werden, die, wie im gleichnamigen Märchen, das Fürchten lernen.